



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Geschichte der preußischen Politik : nach Droysens gleichnamigem
Werke. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

versäumt, den ich aber mit den freundlichsten Grüßen nachzubringen gegenwärtig von Serenissimo ausdrücklich beauftragt bin.

Bei Ihrer Kaiserl. Hoheit werde nach erfolgter Rückkunft von St. Petersburg gleichfalls einige Erwähnung thun, es mag wohl auf denselben Umständen beruhen.

Mit wiederholtem Dank für geneigte vollkommene Erfüllung meiner Wünsche
Weimar den 1. July 1822.

ergebenst
J. W. Goethe.

Des Herrn
Doctor Noehden
Wohlgeb.

nach London.

Die Geschichte der preussischen Politik.

Nach Droysens gleichnamigem Werke.

1.

Im ganzen Umkreise der modernen Culturvölker giebt es kaum einen Staat, bei welchem die geographische Beschaffenheit dem politischen Organismus, die wirthschaftlichen Zustände den militärischen Bedürfnissen, die Volksindividualitäten der nationalen Gesamtphyiognomie, mit einem Worte: die realen Factoren den ideellen von Haus aus so wenig entsprechen, wie dies bei Preußen der Fall ist. Der unbefangenen Betrachtung darf in Wahrheit die Thatsache des preussischen Länderbestandes als ein Wurf des Zufalls, seine staatliche Abschließung als ein Spiel der Willkür, seine Machtentwicklung als eine Frucht des Zwanges erscheinen. Nirgends begegnet uns hier bei der Betrachtung der materiellen Potenzen im Verhältniß zu den geistigen diejenige Nothwendigkeit, vermöge deren allein eine Staatsentwicklung möglich und haltbar scheint; ja man könnte sogar glauben, daß in dieser Wechselbeziehung selbst alle Methode fehlt. Und dabei ist die gegenwärtige Situation nur der vergrößerte Maßstab der früheren und der ursprünglichen. Dem Bilde von Rhodus ähnlich, steht und stand die Macht dieses Staates von je spreizbeinig auf weit von einander abliegenden Ländercomplexen. Infolge dessen müssen fortwährend zwei getrennte

Systeme der Abwehr behauptet werden, die in beiden Landestheilen bei dem ungünstigen Verhältnisse der Grenzlänge gegen die Masse des Hinterlandes Anstrengungen erfordern, welche nicht blos ungewöhnlich, sondern unnatürlich erscheinen, wenn die normale Opferkraft eines hochentwickelten Wirthschaftslebens in Rechnung kommt. Trotzdem wird im Westen nicht viel mehr erreicht als eine Vorpostenlinie ohne eigentliche, wenigstens ohne stets gegenwärtige Hauptarmee, im Osten aber bei der ungenügenden natürlichen Schutzwehr eine Stellung, die im Falle des mehrseitigen Angriffs auf ein Minimum reducirt werden muß; eine strategische Lage, die den Uebermuth der Nachbarn geradezu herausfordert. Und ferner die Verwaltung des Landes, wie ungemein erschwert ist sie in Folge der mangelhaften localen Centralisation; das Staatsregiment im Allgemeinen, mit wie viel verschiedenen Volksnaturen hat es zu thun! Welche Gemeinschaft besteht von Haus aus zwischen dem Altmärker und dem Rheinländer, zwischen dem Schlesier und dem Westphalen, zwischen dem Pommer und Sachsen, dem Ostpreußen und dem Thüringer? Was bindet diese so höchst ungleichartigen Elemente zusammen? Was macht diese buntgemischte Bewohnerschaft, die von den verschiedenartigsten Interessen abhängig, ja in den unähnlichsten natürlichen Vorbedingungen sich entwickelte, zu einer Nation?

Oder sollte man nicht berechtigt sein, vom Volke des preussischen Staates als von einer Nation zu reden? Wer das läugnete, der müßte blind und taub sein gegen die bedeutsame Geschichte die sie zusammen durchgemacht, gegen die reiche Fülle neuer und großartiger Aufgaben, die ihr gestellt werden, gegen die kühnen Lösungen und jähen Katastrophen, deren gemeinsame Erfahrung sie zusammengekittet hat! Freilich hier ist weder Nation, noch Staat noch Vaterland in gemeinem Sinne zu nehmen. Ein Neues, Eigenthümliches liegt in allen diesen Begriffen, wenn sie auf Preußen angewendet werden.

Es giebt Länder, denen die Urkunde ihrer Staatsgestaltung in die Grundfesten des Bodens eingemauert scheint, auf welchem sie erwachsen sind. In naturgegebener räumlicher Abschließung und nothwendiger Wechselbeziehung liegen die Bestandtheile beisammen, welche allen Erschütterungen entweder Trotz bieten oder, wenn zeitweilig ihnen weichend, sich fast nach physikalischen Gesezen wieder zusammenfinden, so daß es scheinbar nur der Zeit und eines ausgesprochenen Willens bedarf, um sie zum Staatskörper zu machen. In diesem Sinne läßt sich etwa von Spanien und von Frankreich reden; denn so schwer auch die Kämpfe waren, aus denen hier wie dort der Staat hervorging, sie stellen sich dennoch als natürliche Entwicklungskrankheiten dar, und niemand wird behaupten wollen, daß ihr Resultat im Großen und Ganzen ein anderes hätte sein können als es wirklich ist; die Nothwendigkeit, die in den gegebenen Elementen liegt, hat darauf hin getrieben.

Anderer Staaten sind entstanden gleichsam wie aus der Noth die Tugend:

sie sind die zum Selbstzweck gewordenen Reibungspunkte großer Machtkreise, deren traditionelle Rivalität das Schicksal ihrer Entwicklung so lange bestimmt, bis sie, von der Eifersucht der Nachbarn genährt zur Selbständigkeit heranwachsen, die früher oder später dem einen oder andern dieser unfreiwilligen Nutritoren Gefahr droht. Das classische Beispiel einer solchen Entwicklung ist das Königreich Savoyen-Piemont und ähnlich ist es auch mit der Entstehung der selbständigen Niederlande bewandt. Solche Gründungen nahmen sich dann in der Geschichte aus wie das Ei des Columbus: überzeugend und gerechtfertigt steht das Neue da, und es scheint nur das spontane Product allmählig gewordener Verhältnisse, während die Erkenntniß der prägnanten Situation und die Benutzung der Gelegenheit einsichtige und energische Geister forderte, welche gleichsam durch einen Handstreich nicht bloß eine neue Betrachtungsweise des Gegebenen, sondern eine concrete Wirklichkeit mit unerwarteten Aussichten ans Licht zaubern.

Man hat es oft genug ausgesprochen, daß die Entstehungsweise des sardinischen Staates mit der des preußischen viel Aehnlichkeit habe und in neuester Zeit sind die kühnsten Analogwendungen dieser Parallele laut geworden; aber es bleibt dabei ein Unterschied zu berücksichtigen, welcher nicht bloß das Maß der gegebenen Factoren, sondern ihre Natur betrifft. Denn der preußische Staat ist in noch anderer und bedeutenderer Sache Kunstproduct und er darf in der That als eine Gattung für sich betrachtet werden. Denn während sich der Ursprung anderer Staaten mehr oder minder als ein organischer Proceß darstellt, wieder andere als Combinationen erscheinen, für welche der Antrieb im gegebenen Materiale mit enthalten ist, tritt uns in Preußen die fast bedingungslose Schöpfung des Geistes der deutschen Geschichte selbst entgegen. Der Sinn dieser Gründung ist eine historische Nothwendigkeit; ihre Form das kühnste Wagniß: einem seiner Natur nach spröden und fremdartigen, in seinen Willensäußerungen hartnäckig widerstrebenden Völkervolke wird die Last eines großen Gedankens auferlegt, und der Baustein, den die Bauleute verworfen haben, wird zum Eckstein eines neuen Gebäudes; aber freilich auch im Leben der Geschichte geschieht jede Geburt nur unter Blut und Schmerzen.

Die tiefsinnige Sage unsres Volkes weiß zu erzählen von dem Zauber, durch den ein einfach Wort am rechten Ort zu rechter Zeit gesprochen alte verwunschene Herrlichkeit neu ins Leben zu rufen vermag. In der That der Entstehung des brandenburgisch-preußischen Staates hat sich dieser alte Volksglaube bewährt am hellen Tage der Geschichte. An dem äußersten Saume deutschen Landes, und mit einem Fuße schon außerhalb desselben steht er als unsrer erhabensten Geschichtsepoche selbstbestellter Erbe da, das erstäunlichste Kind des politischen Idealismus. Das große Testament, das er zu vollziehen hat, liegt in dem Verufe, zum Mittelpunkt eines neuen Vaterlandes zu werden

für die lebensvollen politischen Kräfte unserer Nation insoweit sie gesalbt ist mit dem Oele protestantischer Bildung und vermöge dessen Antheil nimmt an der Erarbeitung der Ideale des modernen Germanismus. Gemischt wie er ist in seinen Volksbestandtheilen, gebrechlich in seinen geographischen Zuständen, in allen Grundbedingungen fast nur auf die Spannung der Gegensätze gegründet, liegt die Erklärung seiner Existenz jenseits aller realen Mittel und Kräfte in der Weihe seines historischen Berufs. In seinem Dienste die Nation mit neuem Inhalte erfüllend ergänzt er sich Glied um Glied aus dem Rumpfe des verfallenden Reichs in dem Maße, in dem er seiner Aufgabe fürs Ganze, dem er entstammt ist, bewußt bleibt. Denn nur in ihr beruht sein Recht, sein Zweck, seine Nothwendigkeit; er darf nicht anders wollen ohne sich selbst zu verläugnen. In allen Phasen seiner vierhundertjährigen Geschichte sehen wir ihn das Loos des Antäus tragen, der Riesenkraft besitz, so lange er mit dem mütterlichen Boden in Berührung steht, der aber, von ihm losgelöst, durch den Feind zermalmt wird. Preußen hat und wird erfahren, daß dies Geschick unwandelbar sich erfüllt, und wenn der Feind auch kein Alcide wäre. Darum liegt die wahre Geschichte Preußens in der Wechselbeziehung von Pflichten, Hoffnungen und Rechten, in welche dieser Staat und seine Meister zum Ganzen der Nation getreten sind.

Diese Vorbemerkungen sollen dienen, den Charakter desjenigen Werkes freilich weniger zu bezeichnen als anzudeuten, dessen Inhalt die nachfolgende Darstellung vor Augen zu führen versucht. Durch die Vorgänge, welche sich in diesen Tagen im Norden unsres Vaterlandes ereignen, wird die Erinnerung an die ersten öffentlichen Kundgebungen seines Urhebers aufgefrischt. Sie nennt ihn an hervorragender Stelle unter den Männern von Kiel, denen die Hingabe ans Vaterland zur Katastrophe ihres Lebens wurde. Es ist bekannt wie Droysen dann nach Jahren voll aufreibender Mühsal und schwerer Enttäuschung in der classischen Freistätte deutscher Wissenschaft, in der jenaer Universität, eine neue Heimath und trotz seiner eifrigen akademischen Lehrthätigkeit dennoch die Muße fand, um das Hauptwerk seines Lebens zu begründen. Es gelang ihm dies äußerlich vermöge der unbeugsamen Willensstärke und unermüdlchen Arbeitskraft, die ihm zu Gebote steht; innerlich aber dank der hohen Gesinnung, welche alle seine Unternehmungen lenkt. Und nicht für seine Person bloß, sondern zugleich für die Nation ist es bedeutsam, daß er dort — in partibus — ein Werk begann, welches den preussischen Staat von damals lehren mochte, sich auf sich selber zu besinnen. Auch diese Thatsache ist ein kostbarer Beweis dafür, wie in den besten und ernstesten Geistern unsres Volkes in schwerer Zeit des Darniederliegens der patriotischen Hoffnungen nicht minder der große Glaube, die ruhig thätige Gewißheit lebte, daß in jenem Zwecke das wahre Heil der Nation gefördert werde.

Von einsichtigen Beurtheilern Droysens wurde, als er seine preussische Geschichte zu schreiben begann, ein Nationalwerk erwartet, und was wir bis jetzt besitzen verdient diesen Namen im höchsten und schönsten Sinne, aber nicht in demjenigen, welcher gemeinhin geläufig ist. Denn so sehr auch die Resultate seiner Forschung darnach angethan sind, unsere nationale politische Bildung zu bereichern, sie in ihrer Arbeit zu fördern, ihre Ziele zu klären — die Form, in welcher sie geboten werden, ist keineswegs populär zu nennen. Es liegt in ihr vielmehr der Zug zum Esoterischen ausgeprägt, der in Droysens Thätigkeit je länger je mehr hervorgetreten ist. Das Eigenthümliche seiner Production geht nicht blos aus einem glücklichen Verein philosophischer und historischer Bildung hervor, sondern aus dem tieferen Streben gründlicher und abschließender Auseinandersetzung der Philosophie und Geschichtsforschung. Die historischen Studien, deren Einfluß auf den allgemeinen Bildungsdrang wie auf die wissenschaftliche Arbeit unserer Zeit so allseitig anerkannt und lebhaft empfunden wird, befinden sich anderen gegenüber und ganz besonders neben den mächtig ausschreitenden naturwissenschaftlichen Disciplinen in einem sehr fühlbaren Nachtheil. So energisch und umfassend sie sich in die Breite entwickelt haben, so viel sie Neues entdecken, Ueberkommenes durchmustern und seinen Werth feststellen, das frisch Erarbeitete in angemessene Form prägen und verwerthen, gleichwohl werden sie kaum im Stande sein, ausreichende Antwort zu geben auf die Frage nach der eigentlich wissenschaftlichen Begründung ihrer Arbeitsweise und nach dem, was in allen ihren einzelnen Aufgaben das Gemeinsame sei. Oder sollte man bei der Natur ihres Gegenstandes unrecht thun, wenn man von ihnen verlangt, daß sie sich wissenschaftlich rechtfertigen? Aber wie viele Versuche sind nicht theils innerhalb ihrer selbst, theils und zwar überwiegend von anderen Wissenschaftsgebieten her gemacht worden, dieser Anforderung zu genügen, die demnach doch als eine angemessene erkannt wird. Bald hat bei der Begriffsbestimmung des Wesens der Geschichte das rein philosophische, bald das juristische, bald das theologische Interesse vorgewogen und darnach sind auch Gesetz und Methode der Geschichtsforschung beurtheilt und bestimmt worden. Es geschah ihr, daß sie als ein auf keinen günstigen Namen getauftes Kind von nahen und fernen Verwandten an die Hand genommen wurde. Alle aus diesem Verhältnisse hervorgehenden Anschauungen und Axiome von der Beschaffenheit dieser Disciplin konnten — *faut de mieux* — wohl Durchgangspunkte bilden für die Erkenntniß ihrer Eigenart, aber für diese selbst sind sie immer nur von negativem Werthe.

Das Wohlleben an der reichbesetzten Tafel immer sich vermehrender Aufgaben, welche in neuer Zeit die große Ausbreitung der archivalischen Studien mit sich brachte, schien sie eine Zeit lang der Pflicht der Selbsterkenntniß ver-gessen gemacht zu haben. Sie löste sich zwar factisch mehr und mehr aus der Vormundschaft anderer Wissenschaften, aber zu einer principiellen Feststellung

dieser Unabhängigkeit wurde keine Anstalt gemacht. Interessant genug, daß um dieselbe Zeit, da Thomas Buckle in dem anspruchsvollen Wahne, der Geschichte zum Range einer Wissenschaft verholten zu haben, sie vielmehr nur in die neue Knechtschaft der naturwissenschaftlichen Methode hineinzwang, daß gerade damals Droysen es unternahm, die historischen Studien *sui juris* zu machen, sie auf sich selber zu stellen. — Gedrängt durch das praktische lehrhafte Bedürfnis versuchte er seine theoretischen Erkenntnisse zu einem Organon der Geschichte zu vervollständigen, welches die Methodik des historischen Forschens und die Systematik des historisch Erforschbaren umschließen soll. Nicht die völlige Ursprünglichkeit nimmt Droysen für seine „Historik“ in Anspruch. Ausdrücklich weist er auf die Apercus Wilhelm v. Humboldts als auf die Ausgangspunkte seiner Gedankenarbeit hin. Obwohl man von einem philosophischen Systeme Humboldts nicht eigentlich reden können, sei doch er es, der den Weg erschlossen habe für das Problem der historischen Wissenschaft. „In seinem Denken und Forschen so wie in der großartigen Welterfahrung eines thätigen Lebens ergab sich ihm eine Weltanschauung, welche in der starken und durchgebildeten Empfindung des Ethischen ihren Schwerpunkt hat.“ Dieser Ausdruck, wie er von Droysen über W. v. Humboldt gethan ist, läßt sich ebenso auf ihn selbst wiederholen, nur müssen wir hinzufügen, daß Droysen, indem er sich die Betrachtungsweise Humboldts zu eigen machte, sich zugleich die Aufgabe stellte, sie bis zur systematischen Vollendung zu bringen.

Man hat die Geschichte und ihre Erforschung eine *ἀνέθοδος ἔλη* genannt. Um dieser anorganischen Masse das Formprincip aufzuprägen, ist es nöthig, demjenigen, was längst in mannigfaltigster Nuzanwendung steht, die Bestätigung durch das Bewußtsein zu geben. Zu diesem Ende wird die Geschichtswissenschaft mitten hineingestellt zwischen die speculativen und die exacten Disciplinen. Angesichts der immer wachsenden Progression, in welcher diese sich von einander entfernen, kann die Richtigkeit oder gar die Nothwendigkeit der Alternativen, welche der Wissenschaft überhaupt dadurch gestellt wird, füglich nicht anerkannt werden. Darum ergreift die neue wissenschaftliche Methode, welche dem Wesen der Geschichte zu entsprechen hat, Besitz von dem Objecte des Streites der beiden andern. Sie thut dies, indem sie neben der materialistischen und der supranaturalistischen die ethische oder historische Weltanschauung zur Herrin ihrer selbst macht. Sie ist recht eigentlich eine angewandte Metaphysik, aber nicht das Sein der ethischen Welt als solches bildet ihren Gegenstand, sondern ihr Werden und Gewordensein. Ihre Methode will zuletzt und zuhöchst weder in der Form des Schlusses erklären, noch in der des Beweises behaupten, sondern sie geht darauf aus „forschend zu verstehn“. Jedwede Erscheinung redet sie auf ihren inwendigen Gehalt an, betrachtet alle Dinge als „getriebene Arbeit“, von jenen nach außen gewirkt, und faßt auch das

in

unscheinbarste Phänomen ihres Erfahrungskreises als die erstarrte Geberde eines Menschlichen. Als Charakteristisches aber dieses Geschichtlichmenschlichen betrachtet sie das Streben, sich zu einer Totalität zu ergänzen, die es von Haus aus nicht hat oder ist. Vermöge seiner geistig-sinnlichen Natur muß der Mensch sich ethisch verhalten, d. h. er muß in ein Verhältniß treten zu den sittlichen Gemeinsamkeiten, in denen er erst seine Rechtfertigung findet. Dieser in der Menschennatur vorgebildeten Daseinszwecke bedient sie sich als der Anschauungsformen bei ihrer Betrachtung; das Maß der Theilnahme und der Mitarbeit an der Verwirklichung und Entfaltung dieser historischen Ideen gilt ihr als sittliche Werthbestimmung alles historischen Lebens.

Aus dieser flüchtigen Skizze der Problemstellung wird wenigstens so viel ersichtlich sein, daß es Droysen nicht darum zu thun ist, eine „neue Wissenschaft“ zu etabliren, wie allerdings die früheren Ansätze solcher Selbstbetrachtung der Geschichtsforschung genannt worden sind, sondern er will zunächst, daß wieder Ernst gemacht werde mit dem eigentlichen Sinne des uralten Wissenschaftskanons, welcher zwischen Logik und Physik die Ethik hinstellt. Durch die Art und Weise, wie Droysens theoretische Arbeit sich dieser Aufgabe unterzieht, wird das, was man die Philosophie der Geschichte nennt, wieder zu Ehren gebracht. Namentlich abgestoßen von dem rein erkenntnistheoretischen Interesse Hegels ist unsere moderne Geschichtsbetrachtung mehr und mehr dem Fehler nahe gerückt, ins andere Extrem zu gerathen. Das Interesse an der Eigentlichkeit der historischen Dinge d. h. an demjenigen, was man fälschlich als das „wahre Leben“ in ihnen bezeichnet, überwog das andre tiefere, sie in ihrer Allgemeinheit und in ihrem Verhältnisse zum Großen und Ganzen der Menschheitsgeschichte zu wissen und zu verstehen. Dies eben ist es, was vor Anderen Droysen neu belebt und zugleich in die richtige Bahn gelenkt hat, indem er der logischen Teleologie in der Betrachtung der Geschichte die ethische gegenüberstellt und unsere Theilnahme an den geschichtlichen Problemen auch wissenschaftlich in eins setzt mit unsern eigensten praktischen Aufgaben. In dem idealen Verlaufe der Geschichte, in der Geschichte der Ideen, welche die Menschheit bewegen und vorwärts treiben, liegt ihr enthülltes Gewissen. Mit ihm uns auseinanderzusetzen und dadurch in bewußten Zusammenhang zu treten mit der Geistes- und Seelenarbeit der Vergangenheit, ist eine vornehme Forderung, die unser eigenes Gewissen an uns stellt, dafern wir wirklich selbstbewußt in und mit unserer Zeit leben.

In diesem eminent praktischen Sinne stellt auch Droysen dem Geschichtsforscher seine Aufgabe und sucht er die seinige zu lösen. Nicht in der Aufhäufung gelehrten Wissens soll er sich Genüge thun; seine höchste Pflicht ist vielmehr, zum Dolmetscher der Zeiten und Entwicklungsphasen der Menschheit zu werden und das Wort zu erfüllen, welches den Historiker den nach rückwärts

gewandten Propheten nennt. Das Wichtigste an der Geschichte ist ihm das Gegenwärtige, d. h. nicht sowohl das, was jetzt ist, denn dies wird erst zur Geschichte, sondern dasjenige, was uns durch die Erkenntniß aufgeschlossen wird, daß alles hier und jetzt nur die relativ letzte Daseinsform des lebendigen Zuges sei, der aus den Vergangenheiten zu uns herüberkommt. In der sittlichen Welt ist alles Frucht und alles Samen; alles zugleich ein Product und ein Anfang. Die Zustände, in die wir hineingeboren sind, die Gestaltungen, die wir vorfinden, stellen sich uns dar als Vermächtnisse derer, die vor uns waren. Was sie erarbeitet und erstrebt haben liegt nicht abgeschlossen hinter uns, sondern es lebt fort in dem, was um uns her und in uns sich begiebt. Indem wir so in allem Vergangenen nur eine vergangene Gegenwart dessen empfinden lernen, dem wir selber angehören, drängt sich uns die Pflicht auf, mit einzustehen für seine Vollendung, auf daß wir an ihr „mitarbeitend gewesen“.

Alle historische Forschung, die nicht darauf ausgeht, hinter das Geheimniß des Werdeprocesses der geschichtlichen Dinge zu gelangen, kann nicht mehr von sich sagen, als daß sie „die Theile in ihrer Hand hat“. Das volle Verständniß der historischen Erscheinung liegt erst in der Erschließung dieses geheimen Lebens, in der Aufweisung des Persönlichen gleichsam, welches mit Selbstbewußtsein in den Rundgebungen der Menschen waltet, und mit derselben subjectiven Nothwendigkeit, die den Entwicklungsgang des Einzelnen bestimmt, auch dem sittlichen Gemeinleben Gesetz und Richtung giebt. Es mag sein, daß nicht alle geschichtlichen Erscheinungen ihrer Natur nach in gleichem Maße zu solcher Betrachtung auffordern. Es scheint solche in der That zu geben, deren bester Theil durch ästhetische Würdigung erschöpft wird, sowie andere ihre angemessenste Beurtheilung unter dem Gesichtspunkte des Dynamischen und Physikalischen im weiteren Sinne finden können. Aber wo immer die Menschheit, und sei es auch ein noch so kleines Bruchtheil derselben, mit dem Gefühle eines Zieles und Zweckes arbeitet, wo gemeinsame Ideale ihren Willen regieren, wo sie im prägnanten Wortverstande „historisch“ lebt, da ist jene Anforderung unerläßlich. Daß die preußische Geschichte hierher gehört, ist nach dem, was einleitend vorausgeschickt wurde, nicht erst zu erweisen. Wir möchten sagen, bei ihrer Betrachtung müßte dieser Gesichtspunkt in ganz besonderem Maß zu seinem Rechte kommen, wenn er nicht bereits in Anwendung wäre. Denn hier treten fortwährend Probleme zu Tage, über die wir nur aus dem Munde ihres Genius selber den Aufschluß erlangen können.

Der Ausdruck der Individualität eines Staates aber ist seine Politik. In ihr prägt sich das innere Leben unmittelbar aus, zeigt sich ganz eigentlich die Methode seines Wachsthum, seiner Umgestaltungen und seiner Selbsterziehung. Mit dieser letzten Bezeichnung ist absichtlich ein Begriff eingeführt, der nur auf das menschliche Individuum anwendbar scheint. Die Politik zeigt den Staat

als Person; vermöge ihrer weiß er sich gleichsam im Mittelpunkte der Welt; was er erlebt bezieht er auf sich selbst und sucht zu allem, was in die Sphäre seiner Existenz hineinreicht, ein Verhältniß einzunehmen, welches geeignet ist, sein Wesen zu bereichern, den Umkreis seines Einflusses und seiner Macht zu erweitern. Auf diese Weise bilden sich ihm immer neue Aufgaben und neue Organe. Wie dies geschieht, das erzählt die Geschichte seiner Politik.

Es ist darum nicht müßig, sondern voll Sinn, daß Droysen, dessen forschender Blick vorwiegend auf das centrale Leben in der historischen Erscheinung gerichtet ist, seiner Darstellung der preußischen Geschichte den Namen einer „Geschichte der preußischen Politik“ gegeben hat. Indem diese Bezeichnung eine quantitative Einschränkung bedeutet, weist sie auf eine qualitative Erweiterung hin und zeigt an, daß die Richtung seines Interesses nicht in die Breite, sondern in die Tiefe geht. Er will nicht schildern und ausführen, sondern prägnant gruppieren und durch eine Dialektik überzeugen, deren Bewegung die Dinge selbst vollziehn. Bildern gleich, die vom Blitze beleuchtet werden, erscheinen sie fast nur verschwindend vor unserer Seele, aber nichtsdestoweniger scharf und bestimmt, und üben so einen Eindruck, demjenigen vergleichbar, welchen Skizzen der Meisterhand eines Künstlers machen, in denen der Stil so zu sagen nackt hervortritt. Seine gedrungene, substantiöse Ausdrucksweise, die sich zuweilen zu fast epigrammatischer Knappheit verdichtet, schließt das Behagen des Verweilens aus. In raschem, oft hastigem Tempo trägt seine Darstellung den Leser fort; das Gewicht der Ereignisse, die Tragik ihres Folgeganges kommt leibhaftig zur Erscheinung; was geschildert wird ist wirklich gegenwärtig, hält uns in Althem wie eigenes Erlebniß. Aber die wuchtige Synthese der Darstellung und die herbe Sachlichkeit des Stils schränken die Wirkung des Buches vorwiegend auf diejenigen Leser ein, welche mit den einschlagenden historischen Forschungen schon näher vertraut sind. Das Einzelne der Thatsachen pflegt Droysen bei seinem Leser vorauszusetzen. Fürs größere Publicum fehlt darum der Anhalt der Vertraulichkeit. Und was sie entfernt hält, ist nicht bloß die Eigenthümlichkeit der Sprache und der Erzählung, sondern noch mehr das, was ihnen zu Grunde liegt: die Höhe und — daß ich so sage — der Stolz des sittlichen Standpunktes. Es ist nicht immer erbaulich oder unterhaltend, in die Züge dieses Antlitzes zu schauen, in denen sich der unerbittliche Ernst der Dinge widerspiegelt; aber die Art und Weise, wie ihn der Autor uns empfinden läßt, befreit uns von der bedrückenden Wucht der Wirklichkeit; denn ihr wird das Gleichgewicht gehalten durch das „Menschengeschick bezwingende“ Pathos, das jede Zeile seines Buches erfüllt. Es läßt sich nicht sagen, Droysen stehe in dem Sinne über seinem Gegenstande, daß man den Eindruck gewänne, als läge ein mühelos erschaffenes Werk des Genius vor uns; nein, wir sehen die Arbeit, die Selbstverläugnung, die Macht der sittlichen Erhebung des Forschers

allenthalben und wir sollen sie sehen, aber gerade indem er uns theilnehmen läßt an seiner Mühe, fühlen wir uns den Dingen gegenüber persönlich angeredet und verpflichtet und tragen das heilsame Gefühl hinweg, daß wir durch die Anspannung, die unser Wille, sei es auch nur in der Vorstellung, erfahren hat, einen Zoll eigner Arbeit an die Geschichte abgetragen haben.

Es liegt in dieser Weise der Geschichtsbetrachtung und Geschichtsdarstellung in sittlicher Rücksicht etwas dem Aehnliches, was hinsichtlich unseres religiösen Verhaltens seine typische Ausprägung in der Heilsbedeutung der historischen Vorgänge des Urchristenthums gefunden hat. Dieser Werth des ein für alle Mal, den wir den Begebenheiten der Heilandsgeschichte beilegen und vermöge dessen sie Erfahrung und Erwerb der ganzen Menschheit werden, ist auf die großen Ereignisse der Menschengeschichte erweitert, an deren Gehalt auch nicht ein Jota „profan“ ist. Sondern auch in ihnen liegt ewiger Werth. Die Geschichte bestätigt Schritt um Schritt, daß es kein Wahn ist um das Jehowawort vom Wohlthun bis ins tausendste und von der Heimsuchung bis ins dritte und vierte Glied. Die Rechtfertigung und die Versöhnung aber erwerben wir durch die Arbeit der Theilnahme und des Verständnisses. Darum ist es ein priesterliches Amt, welches der Historiker übt, der uns dazu bereitet; er thut es mit Hilfe jenes pädagogischen Tactes, der Droysen in außerordentlichem Maße eigen ist: die Weise, wie er die großen Räthsel der ringenden Menschheit anpackt, läßt uns wähen, wir selber bezwängen sie, während er es ist, der sie durch die Nennung ihres Namens bändigt. —

Der Leser verzeihe diese lange Vorbereitung. Es sollte durch sie nicht bloß auf die innern Gründe aufmerksam gemacht werden, welche die eingeschränkte Popularität des droysenschen Hauptwerkes erklären, sondern sie sollte die Eigenthümlichkeit des Genius bezeichnen, der in ihm uns entgegentritt. Zu diesem Zwecke wurde auf die theoretische Seite von Droysens Arbeiten hingewiesen, die zur Zeit nur erst als Gegenstand akademischer Vorlesungen von ihm bekannt gemacht worden sind. Ihr Verhältniß zu seinen schriftstellerischen Leistungen ist weder zufällig für ihn, noch unerheblich für uns. Sie hat es, wie wir andeuteten, einerseits allerdings mit sich gebracht, daß sein Werk mehr den Mitforschenden als dem Publicum im weitern Sinne gilt; aber wenn es auch der Masse der Nation nicht unmittelbar angehört, so ist es darum doch nicht minder befähigt, den Besten seiner Zeit genug zu thun. Denn es hat andererseits in dem wissenschaftlich befestigten Bewußtsein von dem weltgeschichtlichen Werthe des Herganges der preussischen Geschichte unser Volk des Hortes seiner Zukunft neu versichert.

Sonach erscheint es in mehr als einer Hinsicht eine Ehrenpflicht, welche diese Blätter erfüllen, indem sie von dem Inhalte des außerordentlichen Buches in der Absicht Rechenschaft geben, um in weiteren Kreisen zu eingehender Lectüre desselben hinzuführen.

Von den fünf Abschnitten, in welchen Droysen seinen ganzen Stoff zu bewältigen gedenkt, liegt jetzt, neun Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes, die reichliche Hälfte vor. Sie umfaßt die Zeit von der ersten Gründung des preussischen Staates bis zu seiner Neugründung durch den großen Kurfürsten, von dessen Regierung vorläufig nur die beiden ersten Jahrzehnte dargestellt sind. Was uns zunächst interessiert, ist die Geschichte der Anfänge des Staates nach den Gesichtspunkten, welche Droysens Betrachtung leiten.

Unserer Nation ist in den ersten Phasen ihres geschichtlichen Lebens kein anderer Name gegeben, darin sie gerechtfertigt werden soll, als der der Hohenstaufen. Er ist ihr Triumph gewesen, so lange sie in einheitlicher Machtentfaltung da stand, ihr Zornesengel in den Zeiten der Zersplitterung durch wüste Selbstsucht, das Symbol ihrer Hoffnung in den Tagen kräftigen Aufschwungs und ernsthafter Erneuerung. Wir dürfen sagen: was nicht in irgendeiner Weise Antheil an ihm hatte und mit ihm zusammenhing, dem fehlt in der Vorstellung unseres Volks die rechte Weihe und Beglaubigung. Freilich, es ist längst am Tage, daß jenes Bild, welches vor der Seele unseres Volkes schwebt, ein Idealbild ist, dem nichts in der Wirklichkeit entspricht; wir wissen, wie viel daran fehlte, daß in jener Zeit alles so gewesen wäre wie die Nachlebenden es glaubten; aber keineswegs in diesem Glauben allein liegt der unvergängliche Zauber. Die Macht des Reiches wie Karl, wie die Ottonen sie begründet, war damals in ihren materiellen Bedingungen allerdings erschüttert und gebrochen. Die Unmittelbarkeit war dahin, in der die ehemaligen Reichsbestandtheile, so lange sie als Aemter galten, zum obersten Haupte standen. Zwar die Herzogthümer, wie sie sich zunächst unterhalb der königlichen Gewalt entwickelt und unter den Ottonen das Medium des Kaiserregiments nach unten und zugleich seine Stütze gebildet hatten, waren beseitigt; die Pflicht der Selbsterhaltung nöthigte die Kaiser, jene gefährdrohenden Mittelbildungen zu stören. Allein am Ende dieser harten Arbeit stellte es sich heraus, wie sehr mittlerweile die Dinge sich nach unten hin verwandelt hatten. Denn nicht mehr den ursprünglichen Grafengauen begegnete nun die Kaisermacht aufs neue, sondern aus der mißbräuchlichen Vermengung der Lehnämter und der Allodien hatten sich Gebiete abgeschlossen, die ihrerseits wieder den realen Besitzstand ebenso wie die Competenz der königlichen Macht beengten. Die Epoche der Salier zeigt die mannigfaltigsten Versuche und Kämpfe, hervorgehend aus dem Bestreben, der Entwicklung einer dieser Richtungen durch Parteinahme für die andern in den Weg zu treten, oder beide durch Förderung eines dritten Factors in Schach zu halten. Diese Absicht bestimmt den häufigen Systemwechsel, den wir unter den fränkischen Kaisern finden, unter denen Heinrich der Zweite die geistlichen Amtsträger gegen die erblichen weltlichen hob, Konrad der Zweite die Kleinen unter diesen wieder begünstigte, um der Großen Meister zu werden, Heinrich der Dritte endlich in

hochkaiserlicher Laune allenthalben mit seiner glänzenden Persönlichkeit vor den Riß trat, um bei seinem Tode das Reich einer Ernüchterung zu überlassen, die alle alten Schäden nur empfindlicher hervortreten ließ. Der Sohn dieses Kaisers, den seine Zeitgenossenschaft in unbewußter Ironie den „Glücklichen“ genannt hat, erbte das Reich in einem Zustande, der bei der ersten Begegnung mit einem energischen Kaiserwillen dahin führen mußte, die Rebellion in Permanenz zu erklären. Heinrich der Vierte hat die Maximen seiner Vorfahren wechselnd befolgt. Erniedrigt und verlassen stützte er sich vorwiegend auf die getreuen geistlichen Vasallen, während er im Kampfe lag mit dem spiritualen Oberhaupte derselben, das seinerseits den Brand des Aufruhrs unter die weltlichen Großen des Reichs geschleudert hatte. Man kennt den Kraftaufwand, mit dem der empörte Mann, die Verzweiflung, mit welcher der verrathene Greis sich aufrecht zu halten strebte, aber trotzdem läßt sich nicht läugnen, daß die Theilnahme, die sein ungeweihtes Grab im Gemüthe des Volkes hervorrief, weitaus der größte populäre Rückhalt war, den sein Haus sich erworben hat. Was ihm folgte, beruhte auf einem Compromiß der Kaisermacht mit der in der Reichsversammlung vereinigten Fürstlichkeit, die sich immer entschiedener erblich befestigte. Freilich sie hatte des Reiches alten Stolz, die Gemeinfreiheit hinweggenommen; aber trotz oder Dank des nach unten treibenden Anstoßes dieser lokalen Ver selbständigung war Raum genug gegeben zur individuellen Entfaltung des innern Lebens der Nation. Im Ritterthum und im Selbstgovernment der städtischen Communen verwirklichten sich neue und große Gedanken. Indem dasselbe Princip, welches die realen Grundlagen der Macht des hochfürstlichen Adels der kaiserlichen Gewalt gegenüber frei gemacht hatte, in immer tiefere Kreise hinab zum Kanon der politischen Entwicklung ward, bekam jene an sich gefährliche Richtung eine Art Rechtfertigung. Denn es waren keineswegs Vereinzlungen, was sich auf diese Weise festsetzte, sondern es bildeten sich corporative Organismen, die je untereinander in mehr oder weniger bindender Pflichtbeziehung und Abhängigkeit standen. Je lockerer auf diesem Wege der materielle Anhalt der Kaisermacht wurde, desto fester und bewußter wurde ihre ideelle Stellung. Alle diese Bildungen sind getragen von dem Gefühle, daß sie Pflanzen ähnlich bei aller Fülle des Bodens, des Wassers und der Luft, woraus sie ihre leibliche Nahrung ziehen, dennoch verdürsten und vertrocknen müßten, wenn das gemeinsame göttliche Licht über ihnen zu leuchten aufhörte. „Inmitten der neu werdenden Welt steht noch die Kaisermacht hoch aufrecht, nicht in der alten starren Unumschränktheit, in der mechanischen Verwaltungseinheit der Christenwelt, aber noch in der Kraft der Idee, die sie vertritt, in der persönlichen Hoheit, die mächtige Charaktere in ihr zur Geltung zu bringen wissen. In dieser Zeit unserer Geschichte ist es, wo in der lebendigsten Spannung des Alten und Neuen alle Kräfte arbeiten und alle Triebe sich hinausgestalten, innerlich noch genug ge-

bunden durch die alte Autorität, um nicht zu verwildern, und nicht mehr mächtig genug umspannt, um gehemmt zu werden und zu verkümmern."

So charakterisirt sich das deutsche Reich, als dessen Repräsentanten und Hüter die Stauferkaiser dastehn. Der überquellende Reichthum allseitiger Entwicklungen, die es zeitigte, das hohe Ernstgefühl, das aus dem Bewußtsein der Einheit floß, die in Sprache, Kunst und Leben die Völker umfaßte von den Alpen bis zur Rhein- und Weichselmündung, es ergoß sich, gleich siegreich mit dem Schwert wie mit dem Pfluge vordringend über die Ostgrenze deutschen Landes hinaus, um ein „neues Deutschland“ auf jenem Boden zu gründen, den der häufige Ansturm des alten Reiches nicht dauernd zu behaupten im Stande gewesen war. Hatte es schon große Anstrengungen gekostet, die Elb- und Saalgrenze gegen die Slaven zu sichern, so war über den wüsten innern Kämpfen, welche die Epoche der salischen Kaiser erfüllten, das jenseitige karolingische Marksystem den periodischen Stößen der heidnischen Slaven nach und nach fast gänzlich erlegen. So die Priegnitz, die Mittelmark, und von der Altmark war — wie die alte Kaiserchronik meldet — der größte Theil „ganz wüste von Volk und stand voll langes Rohres“. In anderer aber nicht geringerer Gefahr schwebten die südlicheren wie die nördlicheren deutschen Vorlande, die in ihrer Bedeutung als Grenzmarken mindere Aufmerksamkeit zu erheischen schienen, seitdem in Böhmen und Polen das Christenthum herrschend geworden und beide Länder in den Lehnverband des Reiches eingetreten waren. Aber nicht lange währte die Täuschung, daß mit diesem Umschwunge der großen Slavenreiche das deutsche Interesse sichergestellt sei. Vielmehr äußerte sich jene Veränderung nur noch entschiedener im entgegengesetzten Sinne. Namentlich Polen streckte sich immer energischer nach Schlesien, nach der meißner und lausitzer Mark vor und drückte Hand in Hand mit der Bewegung welche in den wendischen Ostseeländern durch den Andrang der Dänen erregt wurde, auf die altslavischen Binnenländer zwischen Weichsel und Oder und auf die Gebiete der weiland deutschen Bisthümer von Brandenburg und Havelberg.

Da erhob sich Albrecht von Askanien in der ganzen Schwungkraft des ghibellinischen Wesens, die Ehre der Nation und seines Hauses für die Abwehr des Feindes verpfändend. Welch eine Arbeit, die er und seine Nachfolger vollendeten! Nach einem Menschenalter umspannte die neue brandenburgische Markgraffschaft nicht nur die alten verloren gegangenen Vorländer, sondern südlich die sächsische Pfalz, östlich die Lande Sternberg und Crossen, nördlich die Gebiete längs der Oder dazu, die Ostseeküste von Leba bis Göslin, die Lehnsherrlichkeit über Pommern und Mecklenburg: das größte Fürstenthum im damaligen Reiche. Diese Gründung war in der That der höchste Stolz der Zeit, in welcher das Volkslied sang vom Bären Albrecht und Heinrich dem Löwen

und Kaiser Friedrich im rothen Haar: „das waren drei Herren, die konnten die Welt verkehren“.

Aber in der Zusammenstellung des Namen Barbarossas und des Welfen Heinrich tritt auch die ganze klägliche Geschichte der Wendung vor unsre Seele, welche jener stolzen Höhe jähnen Sturz bedeutet. Vom Hasse der päpstlichen Politik angerührt verkehrte sich alles, was die Rechtfertigung seiner Existenz vor der Idee des hohenstauffischen Kaiserthumes hergeleitet hatte, in sein Zerrbild. Der entfittlichende Egoismus der römischen Kirche lockerte alle Fugen dieses Staatsgebäudes; seiner mörderischen Kritik erlag das hehre Gebild gerade wegen seiner idealistischen Begründung nur um so sicherer. Aber der heillosen Anarchie gegenüber, die seit den Anfängen Kaiser Friedrichs des Zweiten die alte Reichsheimath unaufhaltsam zerrüttete, hat Brandenburg den Segen erkannt, welchen die Eigenthümlichkeit seines Verhältnisses zum Reiche mit sich brachte. Dieses nämlich war ein nur persönliches. Der Markgraf war zugleich Kurfürst und führte als solcher seine gewichtige Stimme im Reich, aber in seinen Gebieten war er Landesherr im vollen Sinne; in seine obrigkeitliche Gewalt griff keinerlei Autorität von oben her ein. Kaiser und Reich hatten weder Besitz noch unmittelbaren Einfluß in der Markgraffschaft, sie war frei von kaiserlichen Pfälzen, Domänen, Vorbehalten; und andrerseits hatten ihre Angehörigen keinerlei ständischen Anspruch im Reiche. Dieser Ausnahmezustand erklärt sich aus dem Umstande, daß das Gebiet als erobertes Feindesland angesehen wurde. Und daraus ergab sich selbstverständlich ein zweites Moment: das militärische Interesse mußte hier mehr als irgendwo zur Norm der innern politischen wie der wirthschaftlichen Verhältnisse erhoben werden. Diese einfache Nothwendigkeit brachte es mit sich, daß alle Abhängigkeitsbeziehungen sich überwiegend in Pflichten der Heerfolge umsetzten, ein Tausch, der im Allgemeinen nur förderlich erscheinen konnte in einer Zeit, in welcher Ritterlichkeit und Felddienst überhaupt so hoch in Ehren standen. Und er brachte noch andern Vortheil. Da die militärische Leistung zum vornehmsten Berufe der Ministerialen geworden war, fiel die Vererbung der Hoflehen und Verwaltungsämter auf diese von selbst hinweg und es kommt statt dessen in Uebung, solche Ämter auf Zeit und gegen festgesetzte Einkünfte an auswählte militärische Dienstmannen zu vergeben.

Diese außerordentlichen Vorzüge in Rücksicht auf die Hoheitsstellung und die Verwaltungsart schützten die Marken vor dem Schicksale, in den Verfall des Mutterlandes mit verwickelt zu werden. „Hier im Nordosten, in den neuen Landen und nur hier blieb man noch in dem Gefühl gesunder Kraft und fröhlichen Vorwärtsschreitens.“ In den Tagen der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit, die über das alte Reich gekommen war, sah diese neue Gründung, einträchtig gefördert durch weise und kraftvolle Fürsten, ihre erste Blüthe. In fördernder

Berührung mit der Hanja und dem Ritterstaate des Marienordens ward sie ein Musterbild deutscher Colonisation und Staatswirthschaft und gab vermöge ihres Machtumfanges und ihrer Eigenschaft als Fürstenland jenen Nachbarn, den kühnen Vorkämpfern deutscher Cultur, den sichernden Rückhalt.

Was es für unsere ganze politische Entwicklung auf sich hatte, jener neuen Stütze sicher zu sein, das zeigte sich, als auch sie morsch und hinfällig wurde. Die Zersetzung, welche im Reiche die Hohenstaufen mühsam und künstlich hinauszuschieben getrachtet hatten, wiederholte sich allmählig auch hier. Den Anstoß dazu gab nicht bloß der Umstand, daß der Frieden nach der großen Kriegsarbeit die straffen und einfachen Bande der politischen Zustände löste; es kam hinzu, daß das Familieninteresse des herrschenden Hauses der unheilvollen Maxime der Landestheilung nachging. Jeder Theilsfürst aber war darauf bedacht, sich eine Anzahl ganz besonders treugewärtiger Diener und Berather zu sammeln. Zu dem Ende wurden für die Hofämter vornehmlich solche ausgewählt, welche sich durch Besitz auszeichneten, und diese dadurch verpflichtet, daß ihnen die Verwaltung der Ämter auf eigene Rechnung anheimgegeben ward. Es konnte nicht fehlen, daß auf diesem Wege auch die Verpfändung landesherrlicher Rechte und Gefälle, die Vergebung bürgerlicher und bäuerlicher Lehen und Frohnden, die Uebertragung juridischer Competenzen, kurz das ganze System des Feudaldruckes Eingang fand. Kein Wunder, daß dieser von der märkischen Ministerialität mit Eifer ausgebildeten Richtung endlich auch die starke und eigenthümliche Bäuierlichkeit erlag, die hier sich festgesetzt hatte. Nach Bezwingung der Slaven, welche man theils gewaltsam ausgekauft und in die Wälder verdrängt, theils in die niedrigen Dienste auf die Ritterhöfe versetzt hatte, waren in diese weiten Brachländer deutsche Auswanderer, besonders Sachsen und Blämingen in hellen Haufen eingerückt. Jeder Unternehmer einer Colonie wurde vom Landesherrn in der Regel direct belehnt, nachdem er die Flur vom betreffenden Grundherren gekauft hatte. Er erhält sie mit der Verpflichtung, sie an Ansiedler zu vertheilen, und behält seinerseits neben dem Erblehn des Schulzenamtes seine Quote von den Gerichtseinnahmen und von der Hufenzahl. Die Hufner haben Grundzins und Zehnten zu entrichten und der Landesherr darf sie zu gewissen obrigkeitlichen oder gemeinnützigen Dienstleistungen in Anspruch nehmen. Im Uebrigen war der märkische Bauer sein eigener Herr. Diese gesunde und gedeihliche Verfassung ward zunächst dadurch gedrückt, daß der Landesherr den Rittern und Knappen, deren Wirthschaften in der Regel schlecht gediehen, seine Ansprüche an die Dorfschaften und die Eintreibung derselben ließ oder richtiger verkaufte. Zwar berührte dieses Verhältniß zu den Herren die bäuerliche Freiheit noch nicht; nur riß alsbald der Mißbrauch ein, solche „Rechte“ in der Weise zu handhaben, als wäre mit ihnen auch die herrschaftliche Befugniß vergabt, aus der sie abgeleitet waren. Die

dingliche Abhängigkeit vom Landesherrn, deren die Dorfsobrigkeit gewartet hatte, verfälschte sich zur persönlichen Unterthänigkeit gegen Leute, die nicht von Bauernart waren, „und diese gewöhnten sich, was sie durch Gunst oder Kauf gewonnen hatten, als zu ihrem ritterlichen Gut, zu ihrem Stand und Geburtsrecht gehörend anzusehen, dem „Gut“ eine herrschaftliche Bedeutung zu vindiciren.“

Diese Ausartungen weisen indeß über die Epoche der Askanier hinaus, wenn sie gleich unter ihnen schon begannen. Aber der Fortgang der heillosen Zerrüttung konnte nur befördert werden, als nach Markgraf Waldemars Tode (1319) das Haus erloschen war und der Erbfolgestreit die Bestandtheile der Marken bald hierhin bald dorthin auseinanderriß. Es kam dahin, daß es den Bauern der Mark ähnlich erging, wie den slavischen Vorfahren. In der Zeit der Herrschaft Ludwigs des Bayern mehrten sich in den Landbüchern die Verzeichnisse der „verlassenen“ oder richtiger „verlassen gemachten“ Hufen in entsetzlichem Maße. Um 1370 werden z. B. als verlassen angeführt: in einem Dorfe von 60 Hufen 54, in einem anderen von 40 Hufen werden 34 besessen gelassen in Hoffnung auf bessere Erträge; im Ganzen wurden jener Zeit in einem Jahre 126 Hufen in 30 Dörfern von den Bauern und Kassaten aufgegeben. Das war der kürzeste Weg zur vollständigen Entfaltung der Gutsheerlichkeit, die denn auch nicht säumte in jede leergewordene Stelle pünktlich einzurücken. Es geschah bei dieser Lage der Dinge nichts Unnatürliches als nun in der bayrischen Zeit auch die gesammte Gerichtsbarkeit über die Dorfschaften in die Hände der Ritter gegeben wurde. Der Vielseitigkeit und Zersplitterung von Pflichtverhältnissen zwischen Gutsheern und Bauern, wie sie hier vorlag, entsprach nun das wüste Durcheinander von Rechtszuständigkeiten, so daß es als Glück angesehen wurde, wenn bei einer Dorfschaft sich wenigstens alle Anwartschaften und Gerechtsame in der Person eines Gutsheern vereinigten. Dann bestand doch wenigstens eine Einheit in der Ausföhung, oder es konnte sich in gutem Falle ein näheres, persönliches Verhältniß zwischen dem Herrn und den Dorfsassen anbahnen. Freilich aber war es wieder vornehmlich diese patriarchalische Anschauung, auf Grund deren ein Princip sich ausbildete, welches die Zerstörung der Bauernfreiheit vollendete. Noch in den achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts wird des Rechtes der Freizügigkeit urkundlich gedacht. Darnach kann der Bauer „von seines Herren Gut oder Hufe“ abziehen, nachdem er seine Zahlungen geleistet und neu gepflügt habe; wolle der Herr das Gut nicht annehmen, so soll es jener „vor dem Richter und den Bauern auf einen Zaun stecken und frei von dannen gehn.“ Hiergegen erhebt sich nun die Meinung, daß Erbrecht, welches der Bauer an die Hufe hat, bedeute daß er, „zur Hufe geboren“ sei und er demzufolge „sich nicht verziehen“ dürfe ohne des Herrn Genehmigung. Damit ward die Auszeichnung getilgt, die selbst nach der ehemaligen adeligen Rechtsanschauung des märkischen „Gebauern Erbe“ um des willen besaß, weil

er sein Land „aus wilder Wurzel“ gebaut habe, ein Ausdruck, der die harte Pflugarbeit mit dem stolzen Rechte der Eroberung belohnte. Nur als eine anderweite Consequenz der Verknechtung kann es angesehen werden, daß dem Bauer nun auch die Ehre der Wehrhaftigkeit systematisch verkümmert wurde. Und während der Bauer hinterm Pfluge bleiben mußte, nützten die Ritter ihrerseits, die weder Landwirthse sein wollten, noch auch ihre militärischen Pflichten rechtschaffen zu üben Lust behielten, ihre vielfachen Befreiungen mit einem so unverschämten Raffinement aus, daß die Leistungsfähigkeit des Landes zu unglaublicher Geringsfügigkeit herabsank.

Der Hergang dieses schnellen Verfalls der stolz erblühten Marken hat etwas vor unheimlicher Nemesis an sich. Wie üppiger Queckenwuchs die reiche Saat, so schien hier die Wiederkehr der traurigen slavischen Wirthschaft von ehemals, die gleichsam ihre Wurzeln im Boden zurückgelassen hatte, die schöne deutsche Gründung wieder ersticken zu wollen. Eine nur unter den Schöpfungen, welche die Zeit der Askaniern hervorgerufen hatte, behauptete sich nicht nur ungeschmälert, sondern stellte sich immer energischer auf die eigene Kraft; das waren die Städte. Stattlich, wehrhaft, selbstgenug stiegen sie empor, und wenn sie auch ihre Blüthe während der Zerrüttung der niederen Stände, denen sie am nächsten verwandt waren, der egoistischen Trennung von diesen verdankten, so folgten sie dabei dem Gebote einer Selbsterhaltung, durch die zugleich eins der köstlichsten Güter des Volkes und der Nation gefristet wurde. Allerdings, auf sich selbst angewiesen, wie sie waren, schlossen sie sich nach Oben wie nach Unten gleichmäßig ab und wurden zu autonomen Republiken. Wenn die gutherrliche Gewalt den Landesherren von der Bevölkerung des platten Landes trennte, so sperrte die Formel „Rath und Bürger gemeinlich“ ihn noch entschiedener als Fallgatter und Gräben vom städtischen Weichbilde ab. Und so in seiner Weise war auch jeder der höheren Stände gegen jeden anderen isolirt; sie standen zu einander so zu sagen „auf völkerrechtlichem Fuße“. Ihre Gemeinschaft hatte lange aufgehört durch ein Regiment ausgedrückt zu werden, welches sein Absehn auf das Ganze gehabt hätte. Die ständischen Aeußerungen, die bestehen geblieben waren, bewegen sich lediglich in der Abwehr gegen alles, was das Interesse der Einheit dieser Glieder zum Zwecke oder auch nur zum Hintergrunde hat. Sie sind alle nur um ihrer selbst willen da.

Von der Gefahr, auch äußerlich auseinanderzubröckeln, und von der Schande, slavischen Nachbarn zu einer nicht einmal überall unwilligen Beute zu werden, befreite jetzt die Marken Karl der Vierte. Die Stände hatten sich selbst der Krone Böhmen angetragen. Für sie war es nicht eben klug gethan, den Luxemburger zum Landesherrn zu bestellen; aber was bedeutete ihnen die landesherrliche Gewalt noch? Doch sie sollten bald erfahren, daß Karl einen andern Begriff von ihr hatte, als sie; er eröffnete eine unnachsichtige Inventur der

Rechte und Zustände, und unter seiner Hand ward allmählig so manches Todtgelegene drohend lebendig; aber es war ihm zu kurze Zeit gegeben, um dauernd wiederherzustellen, was so gründlich ruinirt war. Sein einsichtiges Wirken hatte nur den Werth einer verhallenden Mahnung und eines Maßstabes der tiefen Verkommenheit. Die Zeit, welche folgte, brachte den alten Unrath nicht nur reichlich wieder, sie machte auch die Entfremdung märkischer Lande vom Reiche zur Wahrheit. Durch die wiederholten Verpfändungen der Marken durch Sigismund und seine Brüder und Vettern, durch den Widerspruch, der den Pfandherren von Seiten der Stände begegnete, durch den Verfall des Pfandes endlich, demzufolge Jobst von Mähren das Erbe überkam, wurden die letzten Rechte fürstlichen Regiments und obrigkeitlicher Rechte vernichtet. Das Land galt als der Compost auf der Domäne des luxemburgischen Hauses. „Jobst kam nur dann und wann“ — erzählt die magdeburger Chronik — „er sammelte Gelder, setzte Hauptleute, die sich um nichts kümmerten, und ging wieder.“ Gewissenlos ohne Beispiel, wie er war, ließ er sich förmlich und eigentlich von den Ständen aus seiner fürstlichen Stellung hinauslaufen. Nun griffen auch die östlichen Nachbarn zu. Von der Uckermark und der Priegnitz kamen Stücke in mecklenburgischen und pommerschen Pfandbesitz; die Neumark wurde von Sigismund, als sie zuerst an ihn heimgefallen war, dem König von Polen angetragen; nur weil der deutsche Orden den Slaven überbot, erhielt sie dieser unter Vorbehalt des Rückkaufs.

Das alles begab sich in jener Zeit, welche im Norden die skandinavische Union entstehen sah, deren türkischer Schutz die hanseischen Städte der Ostsee lähmte. Den Pommernherzog Erich aber, welchem Margarethe die Kronen von Schweden, Norwegen und Dänemark übergab, repräsentirte die Verbindung und das Einverständniß, das zwischen der vordrängenden Macht der drei Reiche und der Politik des Polenkönigs obwaltete. Erichs Vater hatte die Lehnshoheit Jagello von Litthauen anerkannt, welchem die Krone Polens durch seine Gemahlin Hedwig zugebracht war, während König Sigismund darauf speculirte, durch seine Braut Maria, die Schwester Hedwigs, das polnische Reich für sich zu erwerben. Diese Veränderung vervollständigte die verderbliche Klammer, welche die nordostdeutschen Länder umspannt hielt. Und wie hinfällig zeigten sich jetzt die ehemals so starken und trostigen Vormauern Deutschlands nach dieser Seite! Die Zerrüttung der Marken hatte lange schon auch das Ordensgebiet angesteckt. Der Andrang Polens brachte den heillosen Verrath zu spät zu Tage, der den üppigen Ritterstaat unterwühlt hatte. Die Mordschlacht von Tannenberg im Juli 1410 warf die Macht des Ordens völlig zu Boden.

Das waren die Auspicien, unter denen die Hohenzollern die Marken überkamen. „Man sieht, es handelte sich hier um einen ganz neuen Anfang, um eine Wiederherstellung im größten Maßstabe.“